
M. von Bassompierre

Der Augenblick mit Sine

Im Frühjahr des Jahres 2020 geschah das Unerwartete: Der Zug war pünktlich. Nicht nur mein Zug, sondern alle Züge fuhren nach Fahrplan, nicht nur einmal, sondern dauerhaft. Um 17:17 Uhr setzte sich die Regionalbahn im Hauptbahnhof Bremen auf Gleis 7 in Bewegung und erreichte den Zielbahnhof Hannover zur festgesetzten Zeit um 18:38 Uhr. Früher war ich oft mit beträchtlicher Verspätung angekommen, aber in Corona-Zeiten gab es niemanden mehr, der den Betrieb aufhielt.

Ich nahm stets den Donnerstagszug, weil ich anderntags in Hannover beruflich zu tun hatte, und stieg aus alter Gewohnheit in den letzten Wagen ein. Da sich die Menge der Mitreisenden gelichtet hatte, war es kein Kunststück, einige Pendler wiederzuerkennen, die dort unerschütterlich ihre Stammplätze behaupteten. Schon einige Male war mir eine junge Frau ins Auge gefallen, die mich über ihren Mund-Nasenschutz hinweg freundlich anblinzelte. Sie war schlank und nicht sehr groß, hatte langes dunkelbraunes, fast schwarzes Haar und trug zu einer Jeans einen dunkelgrünen Zopfpullover. Sie saß alleine an dem mickrigen Tischchen der Vis-à-vis-Sitzgruppe.

An diesem Donnerstag im März setzte ich mich ihr schräg gegenüber, den Mittelgang zwischen uns, so dass ich sie, wenn sie in die vorbeiziehende Landschaft blickte, durch meine Brille, deren Ausrichtung ich so wenig wie möglich zu verändern trachtete, aus den Augenwinkeln beobachten konnte. Ich hatte als Lektüre eine Tageszeitung mitgebracht, war jedoch wenig bei der Sache und musste mich durch geräuschvolles Papiergeknister beim Umblättern immer wieder selbst ermahnen, nicht dauernd zu ihr hinzustarren. Meine anziehende Nachbarin mit ihrer blau-weiß gepunkteten Atemschutzmaske kam mir vor wie eine wiedergekehrte Uta von Naumburg, die hinter dem an der rechten Wange hochgeschobenen Kragen ihres Mantels Schutz sucht und mit ihrem Blick doch Souveränität ausstrahlt. In Wunstorf nahm sie ihre Reisetasche und schenkte mir, wie ich mir einredete, ein Lächeln zum Abschied. Ich glaubte oberhalb ihrer Maske die Augenfältchen wahrzunehmen, die entstehen, wenn man die Mundmuskeln bewegt. Oder bildete ich mir alles nur ein?

Als ich Anfang April wieder den gewohnten Zug genommen hatte, war ich gespannt, ob auch meine Uta wieder im letzten Wagen saß. Als ich sie entdeckte, grüßte ich sie mit einer halbherzigen Neigung des Kopfes, was sie offensichtlich sehr belustigte, und nahm wieder den Platz ihr schräg gegenüber ein. In

Nienburg an der Weser leerte sich wie üblich der Wagen, nur hier und da spielte noch ein Mitfahrer mit seinem Mobiltelefon. Mit einem Mal heftete sie ihre Augen mit den fein gezeichneten Brauen ohne Scheu auf mich. Wie gebannt von ihrem Blick, wollte ich etwas erwidern, aber ich war der Augensprache weniger mächtig als sie und musste angestrengt überlegen, mit welchen Worten ich die Verbindung aufnehmen könnte. In meiner Not fiel mir nur eine Bemerkung über Hannover ein, etwa in der Art, wie öde die Stadt eigentlich sei. Aber schon als ich den Satz aussprach, war mir klar, dass ich ihn besser unterdrückt hätte. Jeder Dämlack macht Hannover nieder.

Doch meine schöne Augenspielerin reagierte souverän. Sie sei froh, antwortete sie mit einer durch den Stoff vor ihrem Mund gedämpften Stimme, nicht in der Großstadt, sondern in Wunstorf zu wohnen und nach vier Arbeitstagen wieder zu Hause zu sein. Was sie denn in Bremen mache, wollte ich wissen. Textilbranche, gab sie zurück – was nicht viel sagte, denn sie konnte ebenso gut Chefin der Leinwandhandlung Zweiengel, Änderungsschneiderin bei H & M oder Model für Strickpullover sein. Dies wollte ich am liebsten glauben, aber nachzufragen traute ich mich nicht. Auch ich blieb einsilbig bei der Auskunft über meine Geschäfte in Hannover. Daraufhin stockte das Gespräch.

Ich wusste, dass ich weder aussah wie Humphrey Bogart noch parlieren konnte wie Harald Schmidt. Da aber der Bahnhof Wunstorf nicht mehr weit sein konnte, musste ich alles auf eine Karte setzen. Ich beugte mich über die Armlehne und machte ihr ein Kompliment für den anmutigen Mundschutz, den sie trug. Sie lachte und sagte, selbstgenäht. Da war das Eis gebrochen. Ich gestand, ich hätte mich gefreut zu bemerken, wie sie mir über die Gewebenäht hinweg schon mehrere Male freundlich zugezwinkert habe. Jetzt sagte sie mit tiefer warmer Stimme, dass sie mich in der Tat schon länger beobachte und sich über die Art und Weise, wie ich meine Zeitung mit einer heftigen Bewegung umblättere, sehr amüsiere. Dies geschähe nur, versetzte ich, meinen ganzen Charme anbietend, weil ich durch ihre Gegenwart so verwirrt sei. Gerne würde ich sie näher kennenlernen. Das wünsche sie sich schon lange, entgegnete sie, als habe sie auf mein Bekenntnis gewartet. Ich könne gerne einen Treffpunkt vorschlagen.

Ich war verblüfft und blickte ihr erstmals direkt in die Augen. Sie zog fast ein bisschen spöttisch die Braue hoch, und ich sah, dass ihre Iris grün war. So konkret hatte ich meine Absicht gar nicht durchdacht. Andererseits gefiel mir ihre Geradlinigkeit ungemain. Während der Zug sein Tempo schon verlangsamte, schlug ich ihr in aller Eile vor, nächsten Donnerstagabend einfach bis Hannover durchzufahren. Ich hätte dort ausnahmsweise schon ab Mittwoch zu tun und würde sie am Bahnhof abholen. Sie stand auf, griff nach ihrer Tasche

und flüsterte mir ins Ohr, sie komme gerne und wolle eine Nacht mit mir unter einer Decke verbringen. So hatte noch keine Frau zu mir gesprochen. Ich glaube, ich wurde rot, was bei der Vermummung zum Glück nicht groß auffallen konnte. Schon war sie weg.

Wie sehnte ich den nächsten Donnerstag herbei! Hoffentlich hatte sie es sich nicht anders überlegt. Wir hatten nicht einmal unsere Namen und Telefonnummern ausgetauscht. Es war wieder überraschend kalt geworden, und ich vertrat mir frierend die Beine, als der Zug auf Gleis 9 einfuhr, pünktlich auf die Minute. Die Tür des letzten Waggons öffnete sich – und da war sie. Sie nahm ihre Atemschutzmaske ab und kam auf mich zu. Ich hatte Angst vor dem Moment gehabt, in dem ich zum ersten Mal ihr volles Gesicht, nicht nur ihre Augen, erblicken würde. Alles an ihr hatte mich entzückt, aber nicht auszudenken, was passieren sollte, wenn hinter dem Stück Stoff eine verbitterte Miene zum Vorschein gekommen wäre. Nun sah ich, welch schönen vollen Mund sie hatte, der verlegen lächelte, und war ihr nun schon ganz verfallen.

Zu Abend essen wollte ich mit ihr im Restaurant des Hotels Kaiserhof direkt gegenüber dem Hauptbahnhof, wo ich auch das Zimmer reserviert hatte. Als wir vor dem merkwürdigen Hotelportal mit den tanzenden Eroten angekommen waren, blieb sie unvermittelt stehen und sagte leise, sie habe keinen Hunger. Lieber wolle sie gleich mit mir aufs Zimmer gehen. Dabei sah sie mich mit weit geöffneten Augen an, aus denen eine strahlende Hingabe sprach. Aber ich müsse versprechen, ihr keine Gewalt anzutun. Ich versicherte es ihr natürlich und hätte ihr jeden Wunsch der Welt erfüllt.

Oben angelangt – ich hatte ein Superior-Doppelzimmer gebucht, um etwas Eindruck zu machen –, leuchtete auf dem Fernseher an der Wand das Bild eines künstlichen Kaminfeuers auf. Meine Gefährtin richtete ihr Augenmerk wie hypnotisiert auf den elektrischen Holzhaufen, aus dem scheinbar Flammen, heiße Luft und beißender Rauch aufstiegen. Ich trat von hinten an sie heran, unschlüssig, ob ich ihr erst den Mantel abnehmen oder sie gleich küssen sollte. Aber dann fiel mir ein, dass ich immer noch nicht ihren Namen kannte. Sine, sagte sie auf meine Frage ohne sich umzudrehen, und überließ sich ganz dem Wechselspiel der Feuereffekte. Endlich schien sie einen Entschluss gefasst zu haben, wandte sich zum Badezimmer und drückte mir den Mantel in den Arm. Sine hieß meine Uta also, der Name gefiel mir.

Ich war unschlüssig, wie ich die Wartezeit überbrücken sollte. Mein Blick fiel auf die in der Nähe des virtuellen Feuers ausgehängten Verhaltensregeln für den realen Brandfall. Ihr oberstes Gebot lautete, wie könnte es auch anders sein: Ruhe bewahren. Ich vertiefte mich auch in die Zeichnungen der Fluchtpläne. Dann legte ich meine Brille ab, löschte die Deckenbeleuchtung und setzte mich

in einen der beiden Sessel. Das Schauspiel auf dem Monitor tauchte das ganze Zimmer in ein flackerndes, beinahe ordinäres Rot.

Irgendwann kehrte sie zurück, mit nichts bekleidet als einem schwarzen Unterrock aus Seide mit schmalen Trägern, vielleicht war es auch ein Negligé. Der zarte Stoff umspielte ihre schlanke Gestalt. Die dunklen Haare fielen zwischen Schulter und Brust über ihr Hemd. Von Augenlust überwältigt, wollte ich sie zu mir heranziehen und umarmen. Aber sie wehrte meinen Versuch ab, bis wir, sagte sie mit Nachdruck, gemeinsam unter einer Decke seien. Ich riss mir die Kleider vom Leib und im Nu lagen wir da, wie sie es gewünscht hatte. Im Bett streifte sie ihr Seidenhemd ab und zitterte. Ob vor Kälte oder Erwartung, weiß ich nicht. Mir kam ihr nackter Körper vor wie ein kleiner Ofen, der mich noch mehr erhitze. Erst war es, als wolle sie sprechen, dann küsste sie mich, wie um ein Schluchzen zu unterdrücken. Im nächsten Augenblick spürte ich ihr Begehren.

Nun war ich fast den ganzen Tag mit einem verärgerten Kunden unterwegs gewesen, den ich mit einem üppigen Mittagessen und ein paar Gläsern Wein milde zu stimmen versucht hatte. Überhaupt waren die vergangenen Tage unerfreulich und anstrengend gewesen. Und so überkam mich, als ich von weichen Armen umschlungen und von duftendem Haar bedeckt dalag, eine so plötzliche heftige Müdigkeit, ja fast eine Betäubung, dass ich in dem einen Moment nicht mehr wusste, wie ich wohl gerade in dieses Zimmer gekommen war, und im nächsten Moment die Person, die so nahe bei mir unter derselben Decke lag, mit einer anderen verwechselte und gleich darauf fest einschliefe.

Als ich erwachte, war es noch Nacht, aber ich fühlte, dass Sine nicht mehr neben mir lag. Ich hob den Kopf und bemerkte, dass sie, wieder angetan mit ihrem schwarzen Etwas, am Fenster stand. Sie hatte den Vorhang ein wenig zur Seite geschoben und schaute hinaus. Aus Richtung des Ernst-August-Denkmal fiel das kreisende Blaulicht eines Polizeiwagens herauf und erhellte ihr Profil mit seinem kalten Licht in schnellem Rhythmus. Ich konnte ihr Gesicht ohne die Brille gar nicht genau erkennen, aber ich hatte mit einem Mal das Gefühl, in ein Bild von Edward Hopper geraten zu sein, so entrückt, ja traurig und traumverloren stand sie da. Ich konnte nicht begreifen, dass ich mich an der Seite einer so hinreißenden Frau vom Schlaf hatte übermannen lassen.

Als sie merkte, dass ich wach war, flüsterte sie, es sei noch lange nicht Tag, noch lange nicht. Ich sehe noch, wie sie dabei mit der rechten Hand an ihrer Wange emporfuhr und das vorgefallene Haar über die Schulter zurückwarf. Dann kam sie auf mich zu. Im Vorbeigehen griff sie nach einem der Äpfel aus der Schale auf dem Tisch und biss hinein. Zurück im Bett hielt sie mir das Obst vor die Lippen, und ich wusste nicht, ob ich zuerst hineinbeißen oder ihre Lippen

küssen sollte. Wir küssten uns und bissen in die kühle Frucht, kauten und küssten und schauten uns in die Augen. Ihr Seidenhemd war weggezaubert. Das rotierende Licht des Einsatzwagens und der Schein des künstlichen Kaminfeuers spiegelten sich an der Wand und führten einen wunderlichen Hexentanz in Blau und Rot auf. Alles funkelte, glühte und loderte.

Irgendwann waren alle Lichter erloschen. Das Polizeiauto war weggefahren, der Fernseher hatte in den Stand-by-Modus gewechselt. Wir bemerkten beide zugleich die erste fahle Dämmerung, die durch den halboffenen Vorhang den Tag anzeigte. Sine schien zu frösteln und schmiegte sich an mich. Es kam mir vor, als ob sie einen Seufzer unterdrücken wollte. Stattdessen gab sie mir einen ungestümen Kuss, der aber anders schmeckte als zuvor.

Ich knipste die Nachttischlampe an und langte nach meiner Brille. Sine, sagte ich, gerne möchte ich dich einmal in Ruhe anschauen, bevor wir auseinandergehen. Ich habe die ganze Nacht die Brille nicht auf der Nase gehabt und Du hast immerzu dein Seidenhemd an. Nein, lass mich, wehrte sie ab. Wir richteten uns auf. Als ihr Kleidungsstück dabei etwas nach oben rutschte, schob ich das leidige Nichts einfach weiter hoch bis unter ihre Achseln und betrachtete sie einen Augenblick im Zustand der Unschuld. Nein, nein, rief sie jetzt mit schreckgeweiteten Augen und floh aus dem Bett, als ob ich ihr Gewalt angetan hätte.

Es war hell geworden. Während sie im Bad war, holte ich mir einen neuen Apfel aus der Schale auf dem Tisch. Ich wunderte mich über ihre seltsame Schamhaftigkeit, wo sie doch sonst so geradeheraus war. Als sie ins Zimmer zurückkam, fragte ich, ob wir uns überhaupt noch einmal wiedersehen sollten. Sie schien sich wieder gefangen zu haben und entgegnete, ja, auf jeden Fall würden wir wieder zusammenkommen, aber nicht vor Sonntagabend. Für diesen Tag hatte ich mich allerdings schon mit Freunden in Bremen verabredet und machte ein paar Einwendungen. Sie reagierte mit keinem Wort, aber sah mich plötzlich mit einem so schmerzlich fragenden Blick aus ihren grünen Augen an, die sich schon fast mit Tränen füllen wollten, dass ich betroffen einlenkte und zusagte, sie, gewiss, Sonntag wieder hier zu treffen. Doch wollte sie nicht noch einmal nach Hannover kommen, sondern mich lieber zu Hause in Wunstorf erwarten. Mir war alles recht. Den Weg in die Hugo-von-Hofmannsthal-Straße beschrieb sie mir ernsthaft und genau, wie man einem Kind den Weg beschreibt, wenn es zum ersten Mal allein über die Straße zum Bäcker gehen soll. Gleich darauf war sie wieder angezogen, fremd und ernst, und aus dem Zimmer.

Schon am nächsten Abend empfand ich heftige Ungeduld, meinen Augenstern wiederzusehen. Ich fuhr nach Wunstorf zur angegebenen Adresse, um vielleicht heute schon ein Wort mit ihr zu wechseln oder ihr wenigstens aus der Ferne ein Zeichen zu geben, wenn sie sich am Fenster zeigen sollte. Ich stellte

das Mietauto ein paar Straßen weiter ab, um kein Aufsehen zu erregen, und machte mich auf die Suche nach dem Haus. Es war schon fast ein Anwesen, wohl in den siebziger Jahren errichtet und eingefriedet von einer hüfthohen Buchsbaumhecke. Aus einem Zimmer im ersten Stock drang durch die Fensterläden ein Streifen Licht, sonst war es völlig dunkel. Im Innern des Hauses schlug ein Hund an. Ich traute mich nicht zu klingeln. Möglicherweise gab es einen Ehemann, der nicht erpicht darauf wäre, mich kennenzulernen.

Nach mehrmaligem Auf-und-ab-Gehen verließ ich den Ort. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich zwei Tage in Geduld zu fassen. Ich hatte keine Freunde in Hannover, nur Geschäftspartner. Den Samstag verbrachte ich in der nutzlosesten Weise. In einem Optikerladen unweit des Hauptbahnhofs kaufte ich mir ein neues Brillenetui mit einem grünen Stoffüberzug und einem Innenfutter aus Samt. Die Verkäuferin schenkte mir noch ein Microfasertuch dazu. Eigentlich brauchte ich die neue Hülle gar nicht, weil ich die Augengläser bei meiner starken Kurzsichtigkeit dauernd tragen musste. Ich lief die Fußgängerzone hoch und gelangte über den Kröpcke und das Steintor hinaus in das Viertel um das Friederikenstift. Dort fand ich einen Imbiss, zu dem ich wegen seines Namens gleich Vertrauen fasste: Goethe-Döner. Ich kaufte ein paar Kartoffel-Spinat-Laibchen, Köfte, eine Flasche Ayran und ließ alles einpacken.

Mit diesen Speisen, die Goethe wohl sicher unbekannt geblieben waren, bereitete ich mir im Kaiserhof eine trübsinnige Abendmahlzeit. Anfangs ließ ich den Fernseher laufen. Dauernd war von dem heimtückischen Virus die Rede, das fast schon in jedem Land der Welt Unheil angerichtet hatte. Ich schaltete den Apparat ab, schloss die Augen, und schon war ich träumend bei meiner Sine. Yesterday, der Song, ging mir nicht aus dem Kopf. Immer wieder musste ich mir die Zeile »Why'd she have to go ... Now I long for yesterday« vorsummen. Obwohl mir die Worte dazwischen fehlten, trug mich die Melodie über die Lücken im Text hinweg. Es war nicht das Original der Beatles, sondern die Coverversion von Elvis Presley, die ich im Ohr hatte. Auch über den einzigen winzigen Missklang unserer Begegnung, als ich vielleicht zu forsich nach ihrem Seidenhemd gegriffen hatte, grübelte ich nach. Das wird sie doch wohl nicht als Gewalt verstanden haben, die zu vermeiden ich ihr versprechen musste? Ich bin doch kein Macho.

Am Sonntagabend kam ich viel zu früh in Wunstorf an. Ich war erstaunt, diesmal das ganze Anwesen hell erleuchtet vorzufinden. Im ersten Stock erkannte ich schemenhaft einen Mann, der auf und ab ging, zuweilen stehen blieb und augenscheinlich mit einer anderen Person sprach. Einmal hob er den Arm, als ob er eine Gegenrede mit halb nachsichtiger Überlegenheit zurückweisen wollte. Oder deklamierte er nur wie ein Schauspieler, der seine Rolle studiert?

Kurz darauf loderte ein Flammenschein auf, als ob jemand etwas leicht Brennbares in den Kamin geworfen hätte.

Ich vergewisserte mich noch einmal, das richtige Haus gefunden zu haben, das Sine mir so genau beschrieben hatte. Ein Irrtum war ausgeschlossen. Vielleicht, dachte ich, sollte ich einen kleinen Spaziergang machen, um die befremdliche Situation zu überdenken, danach stünden die Zeichen für meinen Empfang vielleicht günstiger. Ich erinnerte mich an das stereotype Ruhe-bewahren-Gebot der Brandschutzregeln und stapfte los.

Doch nach meiner Rückkehr hatte sich augenfällig nichts verändert, nur dass ich jetzt überhaupt niemanden mehr in dem hellerleuchteten Haus erblicken konnte. Mich zurückzuziehen, kam mir feige vor. Schließlich war ich verabredet. Was mir ganz unerträglich schien, war länger zu warten. Ich setzte meine Atemschutzmaske auf und betätigte die Klingel an der Stele zum Garteneingang. Zu meiner Überraschung sprang das Tor gleich auf, ohne dass ich mich über die Sprechanlage hätte melden müssen. Der Hund bellte.

Am Hauseingang trat mir der Mann aus dem ersten Stock entgegen, ohne Maske, mit einem Gesicht fast wie ein Kaninchen. Er konnte seinen wütenden Hund kaum beruhigen, obwohl er ihm dauernd unwirsche Befehle gab. Ich war in großer Verlegenheit, denn ich hatte gehofft, ich würde Sine gegenüberstehen. Jetzt wurde mir bewusst, dass ich nicht einmal ihren Nachnamen kannte. Also erkundigte ich mich unbeholfen nach »Fräulein Sine«. Zu wem ich wolle, fragte er noch einmal, was mich nötigte, zum zweiten Mal die peinliche Wendung über die Lippen zu bringen. Hier gebe es, rief er in das Hundegebell und Geknurr hinein, weder ein Fräulein noch eine Sine und schon gar kein Fräulein Sine. Das könne aber nicht sein, wandte ich ein, genau diese Adresse habe sie mir als die ihre genannt, nahm die Brille mit den beschlagenen Gläsern ab und schaffte es mit einiger Mühe, die richtige Hausnummer neben der Tür noch einmal in den Blick zu nehmen. Beinahe hätte ich ihm noch vorgehalten, dass ich vor einer halben Stunde Augenzeuge eines Gesprächs geworden sei, das er in dem hell erleuchteten Zimmer mit einer unsichtbaren Person geführt habe. Aber der Mann war so schon verärgert genug und sagte, er werde doch wohl wissen, wer hier wohne. Er lebe ganz allein in diesem Haus, seitdem ihn seine Frau, die Melusine und nicht Sine und schon gar nicht Fräulein Sine heiße, verlassen habe. Dann wünschte er mir gereizt einen guten Abend und schloss die Haustür geräuschvoll.

Wie ich in meine Unterkunft gekommen bin, weiß ich nicht mehr zu sagen. Im Kaiserhof ließ ich mir eine Flasche Whisky aufs Zimmer bringen. Ich rückte den Sessel nahe an den Bildschirm, um auf meine Sehhilfe verzichten zu können, und suchte Augentrost beim Betrachten des virtuellen Kaminfeuers. Per

Fernbedienung ließ ich die Feuersäulen stärker auflodern und das Knistern der Holzstücke lauter werden. So saß ich da mit dem Glas in der Hand und stierte in die Flammen. Ich konnte mir nicht erklären, warum sie verschwunden war. Dass sie mich bewusst versetzen wollte, schloss ich aus. War etwas passiert, gegen das sie machtlos war? Hatte ich einen Fehler gemacht? Irgendwann erreichte ich schwankend das Bett. Wie gern wäre ich jetzt mit ihr unter einer Decke gewesen. Ach, Sine.

Am Montagmorgen nahm ich die erste Bahn zurück nach Bremen. Alle Bemühungen, etwas über sie in Erfahrung zu bringen, waren vergeblich. Schließlich gab ich »Sine Textilbranche Bremen« in eine Internet-Suchmaschine ein und erhielt als Treffer nur die Webseite eines Fachhochschulprofessors für Modedesign, der in einem Aufsatz die Wendung »conditio sine qua non« gebraucht hatte. Im Regionalzug nach Hannover, der immer noch außerordentlich pünktlich fuhr, tauchte sie nicht mehr auf. Einmal stieg ich in Wunstorf aus und fuhr mit einem Taxi zu ihrem Haus. In allen Stockwerken waren die Fensterläden heruntergelassen. Kein Hund bellte. Niemand schien mehr hier zu wohnen. Meine Sine habe ich nicht wiedergesehen.